

Gabrijela Mecky Zaragoza

Meine
andere Welt
Mit Autismus leben



V&R

Gabrijela Mecky Zaragoza, Meine andere Welt



Gabrijela Mecky Zaragoza, Meine andere Welt

Gabrijela Mecky Zaragoza, Meine andere Welt

Gabrijela Mecky Zaragoza

Meine andere Welt

Mit Autismus leben

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-40188-0

ISBN 978-3-647-40188-1 (E-Book)

Umschlagabbildung: yalayama/shutterstock.de

Abdruck des Gedichts auf Seite 5 mit freundlicher Genehmigung,
© bei Hans Kruppa, www.hans-kruppa.de

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: SchwabScantech, Göttingen
Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Jetzt

Jetzt geht es richtig los –
ich spüre es!
Ich lasse das Wunder
nicht mehr aus den Augen –
wohin es auch geht,
es geht meinen Weg.

Wir haben lange genug gewartet!

Jetzt werf ich die Zeit
aus dem Fenster,
jetzt mach ich mich auf
und laß mich zu.
Jetzt traue ich mich,
so verrückt zu werden,
wie ich bin.

Hans Kruppa

Gabrijela Mecky Zaragoza, Meine andere Welt

Inhalt

Chicago *oder* der verlorene Schuh 9

Diagnose als Diskurs 16

Reaktionstypen 19

Gedankengänge 22

Nachtspektakel 25

Gesichtspunkte 29

Mitmensch als Störfaktor 34

Blickzwänge 37

Gesichtsrätsel 40

Sprachfallen 43

Gesprächsmanöver 47

Themenunverträglichkeiten 50

Verstrickungsgefahren 53

Leben als Hindernislauf 57

Igelkind 59

Buhmädchen 67

Tiefgängerin 73

Vulkanfrau 81

Eigenbrötlerin 90

Immergleich als Lullabei 99

Umzugsdramen 104

Ordnungslieben 111

Sammeltaumel 117

Wiederholungstaten 123

Forschen als Struktursuche 131

Analysewelten 132

Weltenkollisionen 142

Mexiko *oder* die gefundene Spur 147

Quellen 153

Chicago *oder* der verlorene Schuh

Denk ich an Chicago, denk ich an eine Flutkatastrophe ohne rettende Arche, sinnbildlich gesprochen, meine ich. Ich denk an Überschwemmungszustände, die mich erfassen und mitreißen, bis ich irgendwann nur noch kraftlos dahintreibe. Man verstehe mich nicht falsch: Eigentlich mochte ich die Stadt am Wasser auf Anhieb. Das hatte nicht nur damit zu tun, dass ich damals in einer kleinen Stadt in Massachusetts wohnte und mich nach dem Leben in einer Großstadt zurücksehnte. Die Stadt hatte vielmehr etwas Unfertiges und Ungezügeltes an sich, was mich anzog – dem anrühigen Ruf, der ihr vorauseilte, machte sie schon im Zug *L* alle Ehre, als mir ein silberkettchenbehängter Rapper frech zuzwinkerte, bis ich dunkelrot anlief und wie hypnotisiert auf meinen MP3-Player startete. Die Krise in Amerika lag noch in weiter Ferne, als ich zwischen Weihnachten und Silvester 2007 zur Jobmesse der *Modern Language Association* flog, nur in mir selbst kriselte es bereits beträchtlich. Stärker als im Vorjahr war meine Jobsuche in diesem Jahr grenzwertig angelegt. Nervlich war ich angekratzt: Ich hatte eine turbulente Zeit hinter mir, hatte innerhalb von zwölf Monaten in drei Ländern gelebt, an zwei Universitäten unterrichtet und meine ersten Monate als Sprachprogrammleiterin an der Universität von Massachusetts waren durchwachsen gewesen. Ich wollte das, was viele wollen, eine feste Stelle in den Staaten, aber was wäre wenn? – wenn ich sie nun tatsächlich bekäme? Viele Fragen gingen mir durch den Kopf. Dass sich meine Finger indes schon in

den überheizten Hallen am Flughafen von Chicago wie kleine Eiszapfen anföhlten, die sich von mir losgesagt hatten, lag jedoch weniger an irgendwelchen Zukunftsszenarien in der Ferne als an den beängstigenden Gegenwarten direkt vor Ort, allen voran an der beginnenden Jobmesse. Begegnungen mit Menschen sind für mich schwierig; dies gilt umso mehr, wenn es sich um Begegnungen handelt, die neben intellektuellen Höchstleistungen auf Abruf ein hohes Maß an Inszenierungsgeschick erfordern. Genau das erwartete mich in Chicago in potenziierter Form. Nicht genug damit, dass die *MLA* zu den akademischen Massenveranstaltungen gehört, um die ich ansonsten lieber einen Bogen mache, an zwei Tagen wollte ich zudem sechs Vorstellungsgespräche mit fünf Universitäten aus Amerika meistern. Angesichts dünn gesäter Stellenausschreibungen im Fach deutsche Literaturwissenschaft war das ein Erfolg, keine Frage. Auf dem Papier sah bei mir alles gut aus, auch das Englisch war kein Hindernis mehr. Die Sache war nur die: Chicago bedeutete sechs Mal nett sein und klug tun, selbst bei dummen Fragen. Für mich war die Interviewreihe ein Härtetest, den ich, wie sich herausstellte, in dieser Weise nicht bestehen konnte. Andere hielten trotz der Belastungen ihren Kopf oben und tauschten sich lautstark bei *Starbucks* über ihre nächsten Karriereschritte aus. Ich hingegen kaufte dort allenfalls verstohlen einen Kaffee zum Mitnehmen, reagierte mit jeder Situation kopfloser und ging am Ende in der Flut der Gesichter, Gespräche und Geschehnisse unter. Heute weiß ich, warum. Heute weiß ich, dass es nicht nur Zufall war, dass das mit dem Schuh passierte. Es war die Suche nach dem Schuh, die alles in mir eskalieren ließ. Erst später begriff ich, dass der verlorene Schuh für einen Weg stand, den ich so nicht weitergehen konnte, ohne mich dabei zu verlieren.

Chicago hatte sich am Morgen des ersten Interviewtages in eine Schneewüste verwandelt. Der Schuh ging mir zwischen dem zweiten und dritten Interview verloren, am späten Mittag oder frühen Nachmittag, anders als im *Aschenputtel* drehte sich alles um den rechten.

Meine Schuhgeschichte, soviel ist sicher, hatte mit dem Märchen der Brüder Grimm nicht viel gemein. Um märchenhaften Assoziationsketten vorzubeugen, beginne ich deshalb mit einer dreifachen Verneinung: Nein, es war kein Königssohn in die Schuhsache verwickelt, nein, es handelte sich nicht um ein goldenes Pantöffelchen, und nein, ich bin nach dem Schuhverlust nicht dünnsockig oder gar barfüßig durch die Straßen gelaufen. Alles war viel banaler: Er fiel mir einfach aus der Tasche. Ich war mit zwei Paar Schuhen zu den Interviews aufgebrochen, die in unterschiedlichen Hotels in der Stadtmitte stattfanden. Auf der Straße trug ich meine gefütterten Turnschuhe, in den Hotels meine schwarzledrigen Kostümschuhe mit dem Blumenmuster, die nach jedem Auftritt wieder in meiner Jumbotasche verschwanden. Sicherlich waren die Schneeberge nicht ganz schuldlos an dem Schuhdrama, hatten sie mich doch zu dieser gewöhnungsbedürftigen Schuhregelung verleitet. Letztlich ging es in Chicago aber um mehr als um das Chaos auf den Straßen: Es war die Kombination aus Überforderung und Unvorhergesehenem, die das Chaos in meinen Synapsen auslöste. Natürlich hatte ich meine Vorkehrungen für den kommenden Kraftakt getroffen und mich auf das getrimmt, was ich als »survival mode« bezeichne. Im Fall Chicagos gehörte dazu neben der genauen Planung der Anreise, was das Abzählen des Zuggeldes mit einschloss, und den üblichen Rationen an Müsliriegeln zur Vermeidung verhasster Frühstücksräume und unnötiger Restaurantbesuche vor allem die konsequente Abkapselung während des Aufenthaltes: Ich wusste, dass mich jeder zusätzliche Kontakt mit Kollegen überfordern würde. Die Crux war nun, dass diese Schutzmaßnahmen, die sich im Vorjahr in Philadelphia recht gut bewährt hatten, in Chicago nicht ausreichten. Dies lag nicht nur daran, dass mich in Chicago zahlenmäßig mehr Interviews erwarteten; das Schuhdrama war vielmehr auf eigentümliche Weise mit den ersten Interviewdramen verknüpft. Das Interview am Morgen erwies sich als richtungsweisend für alle anderen. Zwischen dem Auswahlgrüppchen und mir schien es eine unsichtbare Trennungs-

wand zu geben, alle Annäherungsversuche meinerseits liefen ins Leere. Ich kam mir fremd und fehl am Platz vor, die Gesichter sprachen nicht zu mir und die vielen Augen machten mich wahnsinnig: Nie standen sie still und immerzu blickten sie anders. Die Fragen verwirrten mich weniger als diese Blicke, zumal dann, wenn ich mich tatsächlich auf sie einließ, wenn ich sie hielt, aushielt – immer wieder verlor ich aus diesem Grund gedanklich den Faden. Erschöpft zog ich mich zwischen den Interviews in mein abgedunkeltes Hotelzimmer zurück, welches einige Straßen weiter lag, und stürzte mich auf meine Müsliriegel. Das Interview am Mittag lief nach außen hin etwas flüssiger, was mir einige Tage später eine Einladung auf den Campus einbrachte. Ansonsten war aber alles wie gehabt: An einem Konferenztisch saßen mir Menschen gegenüber, mit denen ich trotz einiger fachlicher Überschneidungen denkbar wenig anfangen konnte. Damals dachte ich, alle Jobkandidaten würden sich ähnlich fühlen. Über meine Forschungsthemen und Kursentwürfe konnte und wollte ich sprechen, aber das ganze Drumherum war mühsam und wirkte unecht. Warum sollte ich so tun, als könnte ich die Sterne vom Himmel holen? Es war nicht nur unglaublich anstrengend, so zu tun, als ob, es schien auch dauernd schiefzugehen. In Falten gelegte Stirnpartien verhießen nichts Gutes – oder irrte ich mich? Sichtlich angespannt saß ich nach den dreißig Minuten eine Etage tiefer in der Hotellobby und wechselte meine Schuhe aus. Meine Hände zitterten, als ich die Schuhe mit dem Blumenmuster in der Jumbotasche verstaute, die ich wie gewohnt nur locker zuklappte und mir schräg um Hals und Schulter hängte. In Turnschuhen trat ich ins Freie. Wunderbar klärend wirkte sie, die kalte Luft, endlich konnte ich wieder durchatmen. Aus Erfahrung wusste ich, dass es nur ein Mittel gab, um einen Geist in Aufruhr zu besänftigen: das Abtauchen. Ich entschied mich also für einen ausgiebigen Spaziergang und lief über eine Stunde durch die mittlerweile matschig verfärbte Winterwelt Chicagos, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, wie ich es am liebsten habe, ganz in mich und meine Welt versunken, und langsam wurde ich ruhiger. Rückblickend

war das allerdings nur die Ruhe vor dem Sturm. Denn kaum hatte ich mein Hotelzimmer erreicht, um mich auf das Interview am späten Nachmittag vorzubereiten, kam der Schock, von dem ich mich in Chicago nicht mehr erholen würde. War es eine böse Vorahnung? Ich hatte noch Mantel und Schuhe an, als ich meine Tasche aufmachte – und nur einen Schuh erblickte! Wo zum Teufel war der andere? Panik kam auf. Ich legte den einen Schuh aufs Bett und kramte in der Tasche nervös nach dem anderen, kramte alles aus der Haupttasche heraus: Federmäppchen, Schnellhefter, Zahnputzset, Krimskrams. Danach gab es keinen Zweifel mehr, der zweite Schuh war weg. Warum hatte ich nichts bemerkt? In Windeseile entschied ich mich: Der rechte Schuh musste wieder her, und zwar sofort. Ich packte alles wieder ein, auch den linken Schuh, hängte mir die Tasche um, nahm die Türkarte und hastete aus dem Raum. Warum ich mich auf die Schuhjagd begab? Nun ja, ich liebte diese Schuhe, die ich zu Hause gleich in doppelter Ausführung besaß. Dazu kam, dass dieses Outfit seit Langem so und nicht anders geplant war und dass ein Plan nicht einfach nur ein Plan war, sondern Struktur und Stabilität, äußerlich wie innerlich. Ich spürte, wie ich abdrehte. Nicht jetzt, nicht hier, nicht so. Ich stürzte auf die Straße.

Ich glaube, ich ähnelte eher einer Verrückten als einer Verlorenen, als ich mit wilden Blicken kreuz und quer durch die Unterstadt jagte, um den einen kleinen Schuh zu finden, der irgendwo im Umkreis der Hotels liegen musste. Zumindest sahen mich die Portiers mit einer gehörigen Skepsis an, nachdem ich ergebnislos jeden Winkel in der Hotelloobby abgesucht hatte, in der ich Stunden zuvor meine Schuhe gewechselt hatte. Von der Lobby aus ging es zurück auf die Straße. Ich weiß nicht, wie lange ich rannte – eine Stunde, zwei? Mein mangelhafter Orientierungssinn erschwerte den Suchspurt zusätzlich: Alle Straßen sahen gleich aus und schwindelig war es mir auch seit dem besagten Blick in die Tasche, mir kam es so vor, als würde ich mich endlos in Kreisen drehen. Als ich schon jede Hoffnung aufgegeben hatte und mich im Geiste mit salzbefleckten Turntretern in das bevor-

stehende Interview stapfen sah, fand ich ihn. Dass ich mich entschlossen hatte, die eine und nicht die andere Straße entlangzulaufen, war Zufall gewesen. Trotzdem fühlte ich mich an die schicksalhaften »Rucke di guck[s]« im *Aschenputtel* erinnert, als ich ihn plötzlich unweit von meinem Hotel an einer Kreuzung liegen sah, ein schwarzes Etwas im Matsch, von den Autofahrern misstrauisch beäugt und vorsorglich umfahren – wie stand es um meinen »Schuck«? »Stop! Stop!« Mit fuchtelnden Handbewegungen brachte ich die Autos zum Stehen und den Schuh in Sicherheit. Anders als im Märchen meiner Kindertage gab es in meiner Schuhgeschichte jedoch nur für den Schuh ein Happyend: Nachdem er im Bad des Hotelzimmers gewaschen und geföhnt worden war, sah er sehr viel unversehrter aus als ich, deren Haardutt sich in der Zwischenzeit aufgelöst hatte und zum Vorzeichen einer veränderten Gemütslage wurde. Dass ich die Blumenschuhe nun planmäßig tragen konnte, radierte das Schuhmalheur im Kopf nicht automatisch aus. Stattdessen passierte, was wohl passieren musste: Der Überlebensmodus hatte den Suchspurt nicht überlebt. Die Rennerei durch die Straßen von Chicago hatte mir den Rest gegeben und mich in einen problematischen Zustand katapultiert: innerlich konfus, äußerlich *hyper* – Letzteres sagte mir eine Professorin bei einem späteren Schnupperempfang mit einer Chicagoer Universität übrigens ungeniert auf den Kopf zu. Was ohnehin schwerfiel, fiel jetzt noch schwerer. Wie sollte ich in dieser Verfassung ein halbes Dutzend Menschen aufmerksam anblicken und dabei galant geistige Höhenflüge unternehmen? Die verbliebenen Interviews waren ein Fiasko: Ich redete entweder zu viel oder zu wenig und viel zu oft Unsinn. Hoffnungslos überrollt fühlte ich mich und konnte nicht mehr klar denken, selbst am nächsten Tag nicht. Ich hatte keine Ahnung, was mit mir los war, ich hatte keine Ahnung, dass ich gegen einen *overload* ankämpfte, ich hatte keine Ahnung, dass ich Autistin war. Hätte ich es gewusst, hätte ich womöglich rechtzeitig Schadensbegrenzung betreiben können. Und vielleicht hätte ich den Leuten von Harvard dann nicht nach einigen überdrehten

Respektbekundungen erzählt, dass ich meinen Schuh kurz zuvor aus dem Straßendreck gefischt hatte und dass der ausgeschriebene Job als Sprachprogrammleiterin im Grunde nichts für mich sei. Vielleicht wäre ich dann nicht bei dem erwähnten Empfang zur Alleinunterhalterin geworden, die sämtliche Smalltalkregeln außer Kraft setzt und pausenlos von biblischen Männermörderinnen redet. Und den Schuh? Den hätte ich aufgrund (nunmehr) verbesserter Sicherheitsvorkehrungen bei Zerstreungszuständen vielleicht gar nicht erst verloren und wenn doch, dann hätte ich anders reagiert. Ich hätte den verflixten Schuh im Matsch liegen lassen und mich bei einer Tasse Tee auf ein Interview in Turnschuhen programmiert. Aber ich wusste es nicht und es sollte noch über ein Jahr vergehen, bis ich es endlich sah und sagte, das mit dem Autismus.

Diagnose als Diskurs

Wie beim o. g. Termin ausführlich besprochen, schildern Sie die klassischen Symptome eines Asperger-Syndroms. Diese bestehen in Schwierigkeiten der sozialen Wahrnehmung, Schwierigkeiten bei der sozialen Kommunikation, insbesondere in komplexen Gruppensituationen, in einem ausgeprägten Bedürfnis nach Ordnung, Struktur und Routinen sowie in Sonderbegabungen und speziellen Fähigkeiten. Auch die häufig begleitenden Eigenschaften wie Schwierigkeiten mit der Feinmotorik oder mit dem Blickkontakt werden von Ihnen in klassischer Form geschildert. Gleichzeitig ist es Ihnen in Ihrem bisherigen Leben unter dem Strich trotz der mit diesen Eigenschaften verbundenen Schwierigkeit immer gut gelungen, Ihr Leben insgesamt zufrieden stellend [sic] zu organisieren und vor allem an Ihren Stärken auszurichten. Dies gilt sowohl für den beruflichen als auch für den privaten und Beziehungsbereich. (Arztbrief)

Der Professor hatte nur eine Minute gebraucht. Ich konnte es kaum glauben. Damit kam seine E-Mail schneller an als manche automatische Abwesenheitsnotiz. Ich hatte meine Anfrage zur Autismusprechstunde im Universitätsklinikum Freiburg um 10.15 Uhr zentralmexikanischer Zeit abgeschickt, um 10.16 Uhr traf die Antwort ein, die noch dazu nett geschrieben war. Ich war beeindruckt. Natürlich war es Zufall, dass der Professor gerade zu dem Zeitpunkt an seinem Rechner

saß und meine E-Mail las und zurückschrieb – aber dieser Zufall hatte dennoch Einfluss darauf, dass ich mich dort tatsächlich anmeldete, um meine Autismusthese überprüfen zu lassen. Sicher – ich bin eigentlich nicht wie Rain Man alias Raymond Babbitt. Überspitzt heißt das: Ich wippe nur hin und her, wenn die deutsche Fußballnationalmannschaft spielt; Unterhosen von *Kmart* finde ich so ungenießbar, dass ich sie originalverpackt in die Altkleidersammlung geben würde; ich lerne keine Telefonbücher auswendig und zähle weder Zahnstocher auf dem Boden noch Fischstäbchen auf dem Teller noch Karten in Las Vegas. Mit mir ist es nur so: Die Bluse, die ich jetzt gerade trage, also beim Schreiben dieses Absatzes, habe ich noch zwölf Mal im Schrank hängen, allerdings in vier verschiedenen Farben. Sie ist schön und schlicht und war dazu recht preiswert, möchte ich zu meiner Verteidigung anführen, umgerechnet acht Euro das Stück, aber um Geld geht es mir ohnehin nicht. Gewisse Hortzwänge mögen mit im Spiel sein, das gebe ich zu, Konsumsüchte weniger, geht es mir doch in erster Linie darum, das Problem »Bluse« möglichst effizient und elegant zu lösen. Das bedeutet: Ohne mir die Hände wund zu waschen, kann ich so und nur so an jedem Tag der Woche das gleiche Modell tragen, wobei drei Exemplare für besondere Anlässe und drei für zukünftige reserviert bleiben. Diese Bluse ist ein Extremfall und bleibt als solcher ein Einzelfall. Ein Blick in den Schrank verrät jedoch, dass ich zudem Hosen, Röcke und Oberteile zweifach, dreifach, vierfach oder fünffach habe, die handgemachte Ledertasche mit dem Blumenmuster von einem mexikanischen Straßenkünstler sogar sechsfach, allerdings wiederum in drei Größen und variierenden Farbnuancen. Auch in anderen Lebensbereichen bin ich eine unverbesserliche Wiederholungstäterin. Ich sehe am liebsten hundert Mal den gleichen Film, esse am liebsten immer am gleichen Ort und immer die gleichen Mahlzeiten am Tag, wobei es jedes Wochenende zur Abwechslung fünf kleine Vollkornpfannkuchen zum Frühstück gibt, und wenn ich zurückblicke, dann habe ich mein Leben bisher ausschließlich mit drei

Dingen verbringen wollen: Bahnen schwimmen, Literaturwelten entdecken, Wissenschaften betreiben. Bin ich doch ein bisschen wie Rain Man? Ja und nein. Um es an dieser Stelle kurz zu machen: Ich sehe mehr von Rain Man in mir, als mir lieb ist, und bin vor drei Jahren im Sommer nach Freiburg gefahren, um zu klären, wie viel Autismus in mir steckt. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich in dieser Autismussprechstunde an der Uniklinik Freiburg aufgrund meines souveränen Auftretens eine ähnliche Ad-hoc-Diagnose erwartet, wie ich sie neun Jahre zuvor nach meinem Magisterexamen in einer Einwegsprechstunde in der psychologischen Beratungsstelle der Uni Mannheim sinngemäß erhalten hatte: »Sie sind doch ein tolles Mädchen. Was sind Sie – obsessiv? Seien Sie froh. Was haben Sie – Routinen? Hat jeder. Ist doch alles kein Problem!« Ich habe also kein Problem, weil ich meine Obsessionen erfolgreich zu Studienfächern machen konnte und in alltäglichen Belangen zurechtkomme. Und weil es mir im Gegensatz zu Rain Man egal ist, ob Ahornsirup und Co. schon vor den Pfannkuchen auf dem Tisch stehen. Aber warum spüre ich dann diese Verlorenheit, wenn es samstags plötzlich keine Pfannkuchen gibt oder wenn mein Stammplatz in meinem Stammlokal besetzt ist oder wenn ich unerwartet andere Straßen gehen muss? Warum reagiere ich regelmäßig über, wenn man meine Pläne durchkreuzt oder mich am Abtauchen in meine Welt hindert? Warum macht sich ein diffuses Gefühl von Unordnung in mir breit, wenn mein Mann auf der »falschen« Seite von mir läuft, schläft, sitzt, isst? Der Professor in Freiburg sah genau das, und nur das, nicht in der allerersten Minute, aber doch recht bald im Verlauf unseres zweistündigen Gesprächs. Der sonstige Befund war demnach auch unspektakulär: voll orientiert, formales Denken geordnet, gute Stimmung und Konzentration, keine Hypermotorik, keine Halluzinationen, keine Ich-Störungen, kein paranoides Erleben, keine Anhedonie, keine Todesgedanken, nur gelegentliche Stimmungsschwankungen und Wutanfälle, wenn Abläufe gestört werden. Die Diagnose lautete kurz und bündig: Asperger-Syndrom. Im

Kern bedeutet das, dass meine Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitung im Gehirn anders funktioniert.

Reaktionstypen

Durchsuche ich mein E-Mail-Programm danach, wie mein näheres Umfeld auf meine Mitteilung reagiert hat, seit Freiburg eine nunmehr diagnostizierte Asperger-Autistin zu sein, ein sogenannter Aspie, so zeichnen sich, geht man die Sache mit etwas Humor an, vier Reaktionstypen ab, welche sich abermals in jeweils zwei Untertypen unterteilen lassen. Der erste Typus, der »Nichtssager«, lässt sich am schnellsten abhandeln: Er hüllt sich seit der Infomail in Schweigen. Anders als der »Wegläufer«, der diese Info zum – willkommenen? – Anlass nimmt, um sich aus dem Staub zu machen, hält der »Verdränger« zwar weiterhin den Kontakt aufrecht, klammert das Thema aber mit erstaunlicher Hartnäckigkeit aus, zumindest in meiner Gegenwart. Ganz anders verhält es sich mit dem zweiten Typus, dem »Jasager«, der hier im positiven Sinne als Bejaher verstanden wird. Der Jasager lässt sich auf die Diagnose ein, wobei es allerdings, abhängig vom Untertypus, zu erheblichen zeitlichen Verschiebungen kommen kann. Ähnlich wie bei seinen elektrischen Namensvettern gehört es zum Selbstverständnis des menschlichen »Schnellschalters«, in seinen Positionen flexibel zu bleiben und Verbindungen je nach Bedarf zu öffnen oder zu schließen. Das gilt auch für gedankliche Prozesse. Beim Schnellschalter ist es neben seinem gesunden Menschenverstand vor allem die veränderte Beweislage, die für einen raschen Perspektivenwechsel sorgt. Kaum liegt das ärztliche Attest vor, schaltet er auch schon um: Mit dem »Wow« erfolgt der Klick, der die alte Info aus- und die neue einschaltet – und den Aspie von nun an einfach Aspie sein lässt. Mit einem Klick ist es für den »Texttüftler« nicht getan: Er will wissen, was diese Autismussache im Innersten zusammenhält. Seine Seele würde

er für dieses Wissen zwar nicht verkaufen – ein »TextTÜVtler« ist nicht käuflich! –, verschreibt sich aber dennoch mit Haut und Haaren einem Diagnoseprüfungsverfahren, das Texte und Vertextete gleichermaßen einbezieht. Er fordert zusätzliches Infomaterial an, zerlegt die Diagnose feinsäuberlich, untersucht ihre Bestandteile im Hinblick auf das fragliche Subjekt und baut danach alles wieder nach Gusto zusammen. Sein Abschlussbericht trägt ein Gütesiegel – und die Betroffene liest ihn und schweigt, wird sie durch den Texttüftler doch immerhin zum doppelt geprüften Aspie. Spätestens hier ahnt man jedoch, dass die Übergänge zwischen den pflegeleichten Textern und den pflegeintensiven Zutextern fließend sind. Problematisch beim dritten Typus, dem »Vielsager«, sind die ungefilterten Infoströme, die von ihm ausgehen und die mit schöner Regelmäßigkeit seinen Standpunkt unterspülen, manchmal sogar wegspülen. Unter den Vielsagern ist der »Allesverlinker« noch am nützlichsten, versorgt er einen doch unermüdlich per E-Mail mit den neusten Links zum Thema Autismus. Wenn man es schafft, die Linkschwemme durch die Löschtaste einzudämmen, bevor man in den Infofluten versinkt, kann man mit seiner Hilfe und ohne großen Zeitaufwand immer auf dem aktuellen Forschungsstand sein. Schwieriger ist es mit dem »Schwarzseher«, der die sorgfältig aufbereitete Infomail nur kurz anknabbert und dann derart hastig verschlingt, dass er sich an ihr verschluckt. Vermischt mit all den anderen unzerkleinerten Inhalten geht jegliche Verhältnismäßigkeit verloren und sie verdichtet sich zu einem unverdaulichen Riesenbrocken, der ihm in der Folge dermaßen schwer im Magen liegt, dass er im World Wide Web wehklagend nach Autismusheilern sucht. Das wäre alles nicht schlimm, wenn er seine Hilfeschreie nicht ständig in Kopie versenden würde. Der Schwarzseher fühlt nur eines: »Oh my God – this is serious!« Genau – das ist es, aber nicht unbedingt so, wie Menschen mit Infoschluckbeschwerden denken. Obwohl der Schwarzseher anstrengend ist und man sich zu oft vor ihm rechtfertigen muss, warum man noch keine Drittmeinung in Kanada ein-

geholt hat oder nicht mit Delfinen in Florida schwimmen gehen will, ist er doch langfristig leichter zu handhaben als der vierte und letzte Typus: der »Neinsager«. Bei ihm steht man auf verlorenem Posten. Er schreibt »nein« und Punkt. Er schreibt »völliger Quatsch« und schickt unterstützend drei Ausrufezeichen hinterher. Er bleibt beim Nein, ganz egal, was man zum Thema sagt. Autisten? Das sind die Regenmänner dieser Welt, das bist nicht Du! Sowohl der »Rundumkritiker« als auch der »Zurechtbieger« stellen angesichts dieser, Zitat, »depperten Diagnostikerfantasien« sämtliche Bildungseinrichtungen in Freiburg und Umgebung in Frage. Wer dieser eine Professor war, will man auf keinen Fall wissen. Umso verwunderlicher ist es vor diesem Hintergrund, dass sich der kritischste aller Rundumkritiker auf die Anfrage, ob man einer späteren Videoaufzeichnung der Sprechstunde zu Lehrzwecken zustimmen solle, dann aber doch zu einem erstaunlich pragmatischen Karrieretipp hinreißen lässt: »Du solltest dich für solche Tiergartenschauen nicht hergeben. Wenigstens nicht, solange dir nicht versprochen wird, dich dafür zeitlebens in einem Käfig schön zu halten und durchzufüttern ...« Von solchen futterfixierten Kompromissen will der idealistische Zurechtbieger nichts wissen, nicht mal im Scherz. Von der Sorge um sein Weltbild angetrieben, widmet er sich mit der üblichen Liebe zum Detail dem, was hinter den angeblichen Problemen dieses Aspies zu stecken scheint. Peu à peu weist er nach, dass die in Freiburg attestierte Autismusvariante in Wirklichkeit für etwas anderes steht, nämlich für das wahre Selbst, für den sehr ausgeprägten Stil, für die sehr ausgeprägten Geschmacksnerven, vor allem was die Mitmenschen und die Mahlzeiten angeht. In einer E-Mail endet das wie folgt: »bref: du hast eine sehr starke Persönlichkeit und andere nehmen das vielleicht als Ignoranz oder Hinwegrollen über andere oder eben als Autismus wahr.« Ob der Zurechtbieger bemerkt hat, dass der Autismus auch in seinem Fazit weiter als eine Lesart meines Eigenschaftsprofils angeführt wird? Wie dem auch sei – sieht man vom Verhalten der Wegläufer ab, das ich menschlich inakzeptabel finde, habe ich für sämtliche

Reaktionen Verständnis. Zwar sind mir die Jasager die liebsten, weil sie mich nehmen, wie ich bin, und die Diagnose als das sehen, was sie ist, eine Erklärung. Ich verstehe aber auch die Vielsager und die Neinsager, die mich seit Jahren kennen und mögen, manche sogar lieben, und die nicht willens sind, mich mit dem Label einer »Entwicklungs-gestörten« zu versehen. Fakt ist aber: Ich bin autistisch, aspergisch-autistisch. Fakt ist auch: Man merkt es mir nur an, wenn ich es zulasse.

Gedankengänge

Für Laien ist die Frage, worin die Krankheit Autismus besteht, seit dreiundzwanzig Jahren geklärt. Damals kam der Film »Rain Man« in die Kinos [...]. Seitdem ist das Bild, das große Teile der Bevölkerung vor Augen haben, wenn sie von Autismus hören, weitgehend festgelegt: Autisten sind demnach skurrile und toll-patschige Menschen, die mit einzelnen, großen Geistesgaben gesegnet sind. Ansonsten sind sie nicht in der Lage, selbständig zu leben, leicht erregbar und bisweilen stur und zwanghaft – dabei aber durchaus liebenswert. (Hucklenbroich)

Was Christina Hucklenbroich in ihrem FAZ-Artikel vom 21. März 2011 zur *Realität nach »Rain Man«* über das »Mainstream-Wissen« zum Autismus schreibt, traf lange Zeit auch auf mich zu. Von Autismus wusste ich bis zum Februar 2009 herzlich wenig. Mein gesamtes Wissen zum Thema speiste sich bis dahin aus drei Quellen: dem erwähnten Film *Rain Man*, den ich erstmalig in den neunziger Jahren im Fernsehen gesehen haben musste, einigen Meldungen unbekannter Herkunft über die Kleidungsticks von Albert Einstein, auf die ich mich zu Unizeiten häufiger im Scherz berief, wenn man mich wegen meiner immergleichen Kleidungskombis und Haardutts aufzog, und einem Gespräch mit einer Kollegin der Uni Toronto, die mir an einem

Abend im Januar 2007 zwischen Tür und Angel von ihrer Vermutung erzählt hatte, möglicherweise Autistin zu sein. Natürlich bemerkte ich gewisse Gemeinsamkeiten, die sich aus dem skizzierten Filmwissen speisten: das Skurrile, das Tollpatschige, das Vergeistigte, das Sture, leicht Erregbare, Zwanghafte und, ja, auch das durchaus Liebenswerte. Doch zu keinem Zeitpunkt hätte ich, die ich selbständig bestens zurechtkomme, auch nur vermutet, ich könnte selbst auf dem Autismusspektrum angesiedelt sein, irgendwo an dem Ende, an dem die »Normalität« beginnt. Um es gleich vorwegzunehmen: Ich bin eine Anhängerin des Spektrumsgedankens, wie er sich wahrscheinlich auch im *DSM-V* durchsetzen wird; das Spektrum gibt mir die Spielräume, die ich brauche, um mich zu verorten. In diesem Zusammenhang spricht übrigens auch der Buchtitel für sich: Ich spreche lieber von Autismus als von Asperger. Obwohl ich die Begriffe »Autismus« und »Asperger« in diesem Selbstversuch synonym verwende, bezeichne ich mich im täglichen Leben häufiger als Autistin denn als Asprie oder als Frau mit Asperger. Das liegt nicht nur an den Parallelen, die ich zwischen mir und Rain Man sehe, oder an der größeren Bekanntheit des Begriffs. Autismus kommt von griechisch *autós* – selbst – und verweist damit sprachlich auf die Kernsymptomatik und nicht auf einen Arzt aus Wien. Zwar wird der Asperger-Autismus in der Medienlandschaft noch heute weniger als Ausdruck neurologischer Vielfalt denn als behandlungsbedürftige Erkrankung angesehen, wenn auch oft als die von Genies. Gleichzeitig finden sich jedoch überall Hinweise, dass die herkömmlichen Images von Autismus durch die Realitäten nach *Rain Man* an Einfluss verlieren, eben weil laut oben genanntem Artikel »die Diagnose Autismus sich nicht [mehr nur] auf einzelne, klar umrissene Störungsbilder beziehen lässt, sondern für ein breites Spektrum verwendet [wird]«. Was wohl gewesen wäre, wenn ich früher von einem solchen Autismusspektrum erfahren hätte? Diese Frage ist nicht ganz so spekulativ, wie sie scheint, wenn man sich ihr aus der Gegenwart anzunähern versucht.

Was also bedeutet diese Diagnose für mich? Wichtig ist: Ich weise dem Freiburger Professor zufolge die klassischen Symptome eines Asperger-Syndroms auf. Wichtig ist auch: Der Diagnose haftet in meinem Fall kein Krankheitsgeruch an – sie ist vielmehr Erklärungsmodell, Entscheidungshilfe und Schutzmantel in einem. Erstens: Die Diagnose wirkt klärend. Sie stellt das erste und einzige funktionierende Modell bereit, mit dem alle Aspekte meines Andersseins systematisch erfasst und erklärt werden können, was wiederum seit Freiburg wichtige Prozesse der Verständigung in Gang gesetzt hat, denn das, was erklärbar wird, wird verstehbar, und das, was verstehbar wird, wird gegebenenfalls auch verzeihbar – für einen selbst und für andere. Zweitens: Die Diagnose wirkt entscheidungsbildend. Zu denken, dass man anders ist, ist eine Sache – es von einem Mediziner bestätigt zu wissen, ist eine andere. Bei anstehenden Entscheidungen frage ich mich nun gezielt, ob die jeweiligen Folgewirkungen mit meinen Wesensmerkmalen vereinbar sind oder ob sie über kurz oder lang zu starke Anpassungsleistungen erfordern, die sich in der Vergangenheit allzu oft als gefürchtete Energieräuber entpuppt haben. Die Diagnose gibt Raum und Rückhalt, um gezielter eigene Wege zu gehen; das diagnostizierte Eigenschaftsbündel fungiert dabei als ein Leitfaden. Drittens: Die Diagnose wirkt schützend. Mit ihr ist es ein bisschen wie mit einem wetterfesten Mantel: Man kann sich darin einhüllen und notfalls auch verstecken, wenn es im rauen Klima des täglichen Vielerleis unerträglich wird. Konkret heißt das: Ich gehe seit Freiburg bewusster mit meinen Stärken und Schwächen um, was mir nicht nur hilft, schwierige Situationen zu meistern, sondern ihnen auch vorzubeugen. Wäre es somit gut gewesen, die Diagnose früher zu erhalten? Wenn ich vor diesem Hintergrund mein Leben Revue passieren lasse, dann denke ich, dass eine Diagnose im Kindes- oder Jugendalter in allen Lebensbereichen nur Vorteile gebracht hätte. Ich meine, wie erklärt man es seinen Eltern, dass man das stundenlange Nachdenken über eine Koransure allen geplanten Familienaktivitäten vorzieht

oder dass ein harmloses Mittagessen durch Blickzwänge und Tischgespräche leicht zur Strapaze wird? Wie erklärt man einem Lehrer, dass man sich während der Klausur nicht konzentrieren kann, wenn das Licht zu hell ist oder eine Mitschülerin zehn Tischreihen weiter einen Apfel isst? Wie erklärt man einer guten Freundin, dass man sie höchstens alle paar Monate mal treffen will, oder seinem Mann, dass das Wort »Fiesta« aus dem hauseigenen Wortschatz gestrichen werden sollte und dass die Highlights des Abendprogramms wochenlang daraus bestehen können, heiße Schokoladengebräue ohne Zucker zu trinken und Filme zu sehen, die man/n bereits im Schlaf nachgähnen kann? In anderen Worten: Es wäre gut gewesen, ich gebe aber zu, dass es einer Enddreißigerin wahrscheinlich leichter fällt als einer Heranwachsenden, sich selbstbewusst als Autistin zu outen, zumal ein akademischer Werdegang noch zusätzlich einen Schutzwall bildet, an dem Verdächtigungen vielerlei Art abprallen. Wäre es in meinem Leben anders gekommen, wenn ich es eher erfahren hätte? Wenn ich von der Postdoc-Phase absehe, in der es aufgrund der fehlenden universitären Rahmenbedingungen zu lebensstechnischen Turbulenzen kam, dann glaube ich nicht, dass mein Leben einen anderen Verlauf genommen hätte, zumindest nicht, was grundlegende Stationen und Beziehungen betrifft. Vielmehr denke ich, dass eine frühzeitige Diagnose mir und anderen in unzähligen Situationen das Leben leichter gemacht hätte. Und vielleicht hätte es mir auch diesen einen Freitag im Februar erspart, an dem mein inoffizielles Leben als Autistin begann. Und vielleicht wäre das Buch von Octavio Paz dann heil geblieben.

Nachtspektakel

Es war eine Eingebung zu mitternächtlicher Stunde, die mein Leben veränderte. Der Auslöser der Eingebung war denkbar unangenehm – eine Panikattacke. Der Auslöser der Panikattacke wiederum war ein

